

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 12. Februar 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

Da löst sich die Starrheit und Leben kommt in seine gebrochene Gestalt. Er preßt sie an sich in leidenschaftlicher Glut, küßt den Mund, der ihm das Evangelium der Liebe verkündet hat, und dann flüstert er ihr tausend Rosenamen mit heißen Bitten um Vergebung zu.

Was ist die Zerstrümmung seines Lebens gegen die Vernichtung ihres ganzen Glückes? Und hat er vorher bei jener Unterschrift die ganze Gewalt der Schmach empfunden, so reißt jetzt die Übermacht des Schmerzes an seiner Seele, die irre geleitet, aber nicht unedel ist.

„Und wie kommst Du hierher Geliebte? Wittdorf schrieb mir, daß Du streng bewacht würdest.“

„Papa hat aus „sicherer Quelle“ gehört, daß Du Baden-Baden verlassen habest, und nahm darum nicht Anstand, dem Räte der Ärzte zu folgen. Ich war ihm nicht entgegen, wie Du Dir denken kannst, da ich die Wahrheit kannte. Jetzt ist er mit Bassow ausgegangen, und ich habe mich mit Kopfschmerz entschuldigt.“

„Du Herrliche, wie soll ich Dir danken für Deine Liebe!“ murmelte er.

„Wie? Soll ich Dir's sagen, Geliebter?“ spricht sie und zieht ihn neben sich auf den Divan nieder.

„Sag es; ich gebe willig mein Leben für Dich hin!“

„Ja, eben Dein Leben will ich, Werner!“

Er versteht sie, und jähle Röte bedeckt sein Gesicht. Und jetzt bedauert er, daß sie — zu früh das Zimmer betreten hat, daß er leben muß unter ihren reinen Augen!

„Ich ahnte“, beginnt sie, „daß dort die kleine Waffe Deine Freundin werden würde, und daß ich früh genug gekommen bin, dafür kann ich dem Schicksal nicht genug danken.“

„Gesteh, Margarete“, sagt er ernst, fast streng, „daß ein Mann andere Begriffe von Recht und Ehre hat, als ein Weib.“ Und weicher fügt er hinzu: „Doch laß uns schweigen von der düsteren Vergangenheit, laß uns den Augenblick genießen, laß mich in Deine lieben Augen sehen und Deine Rüsse trinken, so lange Du bei mir bleibst und Du mich liebst.“

Er zieht sie an sich, und sie fragt ihn, mit einem tiefen Blick aufschauend:

„Und sage mir, Geliebter, liebst Du mich auch?“

„Du zweifelst?“ sagt er bitter. „Du hast ein Recht dazu. Und weshalb soll ich schwören? Dem Eide eines Ehrlosen glaubt man nicht!“

„Ich aber glaube Dir!“ ruft sie begeistert. „Und darum schwöre mir, wenn Du mich liebst, daß Du leben willst. Dein Leben verlange ich — und Deinen Eid als Pfand.“

„Was nützt Dir mein Leben“, gibt er erregt zurück. „Da Du mich nicht mehr achten und nur aus Mitleid noch lieben kannst.“

„So gewinne Dir meine Achtung zurück“, sagt sie langsam, mit dem Bewußtsein, daß sie ihn mit diesem Wort niederschmettere, daß sie alles auf eine Karte setze.

„Margarete!“ ruft er mit erschütterndem Ausdruck und düsterer Entschlossenheit.

Sie aber, fürchtend, alles zu verlieren, bietet nun die ganze Gewalt ihrer Beredsamkeit und Liebe auf:

„Lebe, Werner, lebe und erringe Deine Selbstachtung durch Arbeit und reuevolle Tat zurück. Gott will Deinen Tod nicht, da er Dich genesen ließ, aber ein Sühneopfer verlangt er, und dieses sei Dein tatenreiches, menschlicher Liebe gewidmetes Leben.“ Erregt fährt sie fort: „Rehabilitieren, so nennt Ihr es wohl, soll Euch die feige Tat des Selbstmordes? Denn Feigheit ist sie, — nichts weiter, die Furcht vor Buße. Lebe, Geliebter, lebe, verzehre Dich nicht in nutzlosen Grübeleien über das, was hätte sein können, sondern rechne mit dem, was ist. Darum lebe, trage in Geduld die Folgen Deiner Tat, sühne auf dem Felde der Ehre, was Du in krankhafter Sinnesverwirrung verbrochen — und weit ist das Feld, und reich kann die Ernte sein. Arbeite, hilf Deinem Nächsten in göttlicher Liebe, sei edel, hilfreich und gut, erringe Dir durch Taten sondergleichen Bewunderung und Anerkennung, die Dir nicht fehlen werden, wenn Dein Wollen ernst ist, und Du wirst entfühnt Dein Haupt stolz erheben können, während jetzt Dein Grab mit allgemeinem Mitleid bedeckt würde.“

Sie rüttelt an allem, was er bisher für Recht und Gesetz angesehen hat, und enthüllt ihm neue, wunderbare Pflichten. Und kraft ihrer Liebe, ihrer reinen Überzeugung, unterjocht sie den gebrochenen Mann.

Es strömt eine Glut von ihr aus, welche ihn berauscht — er sieht in das Himmelreich einer reinen, wahrhaften Liebe und schließt geblendet die Augen. Ungestüm hebt und senkt sich seine Brust.

Da glaubt sie, daß sie dem geliebten, kranken Mann zu viel zugemutet, und von Vorwürfen belastet, sinkt sie zu seinen Füßen nieder. Sie fordert nicht mehr ungestüm sein Leben, sondern fleht ihn an, um ihretwillen zu leben!

Da neigt er sich zu ihr nieder, und der Strahl seines schönen Auges, das im früheren Glanze schimmert, trifft sie. Er zieht sie zu sich empor und schwört ihr den Eid, „zu leben und zu kämpfen“.

Glücklich wie ein Kind jubelt sie auf, und nun sitzen sie nebeneinander, halten sich an den Händen und sprechen von ihrer Liebe. Und sie ermüdet nicht, ihm zu danken, er nicht, ihren Dank von ihren Lippen zu trinken.

Als sie sich trennen, ist ihr Glaube an ihn so felsenfest, daß sie die Pistole ruhig neben ihm läßt. Und er nimmt die Waffe, entladet sie, die Kugel zum Andenken aufbewahrend — denn sie dünkt ihm ein sichtbar gewordener Eid zu sein.

Am nächsten Morgen bringt ein kleines Blumenmädchen Margarete einen Strauß weißer Rosen. Der Herr habe keine Karte abgegeben und seinen Namen nicht genannt, sagte die Kleine, aber Margarete weiß, daß diese weißen, süßen Rosen, die Sinnbilder der Trauer und Klage, der Abschiedsgruß des Geliebten sind. Sie benezt die stummen Boten mit ihren Tränen.

19.

Wir stehen vor der kleinen und doch so gewaltigen Erdfestung Plewna, in welcher sich der türkische Held Osman verschanzt hat, und auf die ganz Europa mit atemloser Erregung blickt. Trotz schlechter Organisation, trotz aller Strapazen und mangelnder Verpflegung hat der Pascha die Tüchtigkeit der türkischen Armee vermehrt, und den russischen Legionen droht aus der Hand dieses osmanischen Löwen beinahe der Untergang. Nur mit dem Hunger verbündet, kann des Haren Heerführung den endlichen Sieg und Fall Plewnas erzwingen.

Denn immer enger ziehen sich die Maschen des großen, kunstvollen Netzes, in welchem der letzte Held des Osmanenreiches gefangen werden soll, und immer näher an Plewnas Schanzen heran rücken die russischen Pioniere, um aus ihrem mühsam unter fortwährender Beunruhigung des feindlichen Artilleriefeuers erbauten Forts immer sicherer und wirkungsvoller ihre Projektile in die türkische Festung zu schleudern.

Die Haltung der russischen Armee ist eine musterhafte. Wochenlanges Vorpostendienst in den Tranchéen und Schützengräben bei Schnee und Regen und schmälicher Kälte, die erwähnten fortgesetzten Angriffe des Gegners, sowie der gänzliche Mangel ausreichender Verpflegung stempeln den russischen Soldaten der Jahre 77 und 78 zu einem Märtyrer.

Unter solchen Umständen stand und siegte die russische Armee. Und hier, in dieser blutdurchtränkten, grandiosen, schauerlichen Arena, von seinem Gewissen gepeinigt, durch eigenen Willen gedemütigt — in der Uniform des Gemeinen finden wir Werner von Rauffungen wieder.

Der Festungshaft entlassen, ist er sofort hierher geeilt mit der glühenden Hoffnung auf Erlösung von allem Übel durch eine türkische Kugel. Vielleicht um das Ziel zu erreichen, meldet er sich unausgefeht zum gefährlichen Vorpostendienst, und sein Kapitän schüttelt zweifelnd den Kopf über diesen seltsamen „Deutschen“. Er ist aufopferungsboll gegen seine Kameraden, indem er das letzte Stückchen Brot mit ihnen teilt und manchem müden und geschwächten Soldaten die Nachtwache abnimmt.

Bald ist der bleiche, aber allezeit ernste und gütige Mann, dessen einfachen Namen „Werner“ man nicht aussprechen kann, geachtet und geliebt. Die Soldaten vor dem Wachtfeuer rühmen seinen Kameradschaftlichen Sinn, seine Enthaltbarkeit, die den dem Wutli sehr ergebenen Gefellen imponiert, und die Vorgesetzten heben die Unerfrohenheit und verwegene Tollkühnheit dieses Gemeinen bewundernd hervor, indem sie sich zugleich über die Halsstarrigkeit, mit welcher sich jener bisher jeder Auszeichnung zu entziehen gewußt hat, wundern.

Befremdlich ist ferner an diesem gemeinen Soldaten seine bei aller Subordination doch wahrhaft vornehme Art der Sprache und Bewegung. Sein Russisch klingt noch hier und da stockend, man hört ihm an, daß er mehr grammatikalisch als praktisch geübt worden, aber seine Stimme ist edel, wie sein

Antlitz. Wenn er die Hand an die Wutze legt, geschieht das mehr mit dem Anstand eines Offiziers, als in der eckigen Weise eines Gemeinen.

Ein merkwürdiger Mann, alles in allem, den man versucht ist, für einen Spion oder einen in das kaiserliche Lager geschmuggelten Nihilisten zu halten, und den man argwöhnisch beobachtet. Aber das Mißtrauen schwindet und weicht stummer Anerkennung, als man seine unvergleichliche Tapferkeit im Kampfe, seine Zuverlässigkeit im Dienste kennen lernt, als man ihn ebenso hingebend als Kameraden, wie bescheiden als Untergebenen sieht.

Und was mag er wohl denken, wenn er unter dem funkelnden Sternenhimmel Bulgariens, vor Frost, wie unter nervenererschütternden Erinnerungen bebend, auf Vorposten steht? Was sinnt er? Nichts Ruhiges, Zusammenhängendes, nichts Klares! Das wogt in ihm, wie ein wildes Meer widerstreitender Gefühle! Demütigung, Reue, Selbstanklage umringen ihn wie eine Legion von Erinnyen, welche ihm bis auf das weite Schlachtfeld des Balkans gefolgt sind. Gleich einem gespenstlichen Weibe mit dem Medusenhaupt hebt sich die zertretene Ehre über den Laufgräben und Wällen, die er bewachen soll, empor und ruft ihm zu:

„Glender, was willst Du in den Reihen der armen, aber ehrenhaften, auserwählten Märtyrer einer edlen Sache? Willst Du Ruhm gewinnen und mit Lorbeeren das Rainszeichen auf Deiner Stirn verdecken?“

„Nein, nein!“ so hätte er laut aufschreien mögen. „Ich will keinen Ruhm, — ich will nur treu sein, wie ich einst untreu war, und ich will mein eigen Herzblut auf Deinem Altar opfern, will den Gedanken mit in die Hölle nehmen, daß mein letzter Atemzug Dir, o Ehre, gehört hat — Dir!“ — Das letzte Wort kommt stöhnend über die Lippen des Unglücklichen, welcher sich zu den Verworfenen der Menschheit zählt!

Und näher und näher magt sich Werner an die feindlichen Vorposten, deren Kugeln rechts und links von ihm einschlagen. Aber keiner dieser zischenden Todesboten tat ihm etwas, — er schien gefeit; der Orkus selbst verschmähte den Verstorbenen!

Nach einigen kleinen Gefechten kommt es am 10. Dezember endlich zum Entscheidungskampfe. Die Türken sind durch Hunger müde geworden, und der alte Löwe Osman Pascha sieht den Untergang nahen; aber er will sich nicht freiwillig ergeben, sondern ihn blutig erkämpfen.

Am genannten Tage stellt er sich an die Spitze der Armee und führt einen so mächtigen Schlag gegen den Feind, daß die ersten Regimenter desselben wie Spreu im Winde verwehen und die Erde sich mit russischem Blute färbt.

Dennoch hält das Gros der russischen Armee dem furchtbaren Anprall stand, und es entspinnt sich ein Gefecht, das von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung geführt wird, und ebenso reich an heroischen Einzelkämpfen wie an Schauspielen tierischer Grausamkeit ist.

Bar Alexander hält auf der Höhe von Redisowa und sieht dem Kampfe, der bald zum Gemetzel geworden ist, mit sorgenvollem Antlitz zu. Ihm hängt um den Ausgang, und sein Herz leidet unter den Verlusten, die seine brave Truppe erfahren. Ihm zur Seite hält der Fürst von Rumänien, der Großfürst Nikolaus, sowie eine glänzende Suite in- und ausländischer Offiziere. Unter den letzteren befinden sich General v. Werder, den der deutsche Kaiser seinem Neffen attachiert hat, und in dessen Begleitung sich einige junge deutsche Offiziere befinden, denen es untersagt ist, persönlich am Kampfe teilzunehmen, und welche im Hauptquartier die Führung des Krieges kennen lernen wollen.

Unberwandt sieht der Zar durch sein Glas dem wilden Treiben zu, und keine Bewegung seiner Truppen wie des Feindes entgeht ihm. In seiner Nähe kämpft die erste Brigade, und eines ihrer Infanterieregimenter scheint, am meisten vom Feuer bedrängt, im heftigsten Kampfe zu stehen. Es ist jenes Regiment, das in diesem Kriege den dritten Obersten verlor, das nun, von einem Hauptmann geführt, den feindlichen Angriffen trotz, den türkischen Granatplittern Stand hält.

Auf dieses Regiment richtet Großfürst Nikolaus immer wieder sein Fernglas und seine Lippen murmeln öfters ein bewunderndes „Tschudo“ (Prächtigt!). Dieses Regiment ist in der russischen Geschichte berühmt geworden.

Aber wer nennt die Heldentaten des einen Mannes, der in der Reihe jener Tapferen gekämpft hat, der im Gefecht den Tod sucht, demselben aber entgeht und sich in Finsternis begräbt? Der Geschichtsschreiber kann seine Sonde nicht in die Seele des einzelnen Soldaten senken — er hat die Allgemeinheit im Auge, seine Wege sind breiter, seine Ziele umfassender.

Als Werner seinen Obersten fallen und die Verluste seines Regiments sieht, denkt er bei sich selbst: „Auch für Dich kommt der Augenblick, wo Du Dein unnützes Leben mit hundert Prozent über den Wert loschlagen kannst.“

Die Kugeln der Türken zischen an Werner vorüber. Sie machen ihm nichts — sie umkreisen ihn wie gierige Raben, denen die Beute nicht wertvoll genug ist. Oder sind es gute Freunde, die ihn kennen und ihm deshalb nichts zu Leide tun? Vielleicht Brüder jener anderen kleinen Kugel, die als sichtbar gewordener Schwur auf seinem Herzen ruht, und gehorsame Untertanen jener blonden, schlanken Frau, welche sein Leben in ihren Händen hält. Im wütenden Handgemenge zerschmettert ein Türkenjübel Werners Helm und zeichnet seine Stirn.

Das ist eine Wollust! Er dringt immer weiter in das Gewimmel hinein, und dem Tiger gleich, welcher Blut geleckt, gelüstet es ihn nach mehr; nur daß es sein eigen Blut ist, das über die Wangen tropft und welches er in Strömen entrinnen sehen möchte.

Er berichtet Wunder von Tapferkeit, aber einen ruhmreichen Tod kann er nicht finden. Mit einer wahren Bersekertrout haut er den Fahnenträger aus einer Horde von Türken, entreißt dem sinkenden Kameraden das Ehrenzeichen, um es mit Ausbietung seiner Kräfte zu verteidigen. Die Fahne, welche schon mit dem verwundeten Träger gefallen ist, richtet er wieder auf und rettet so die Ehre seines Regiments — er, der Ehrlose!

Er reicht sie einem Kameraden, dem er kämpfend und schützend zur Seite bleibt. Tragen mag er sie nicht, denn seine Hände dünken ihm entweiht und unwürdig, das Symbol makelloser Ehre sichtbar zu entfalten. Dieser Gedanke durchzuckt ihn wie ein elektrischer Schlag, während er mit der zähen Ausdauer und todesmutigen Verachtung eines Mannes, der den Tod ertragen will, kämpft. Und dieser meidet ihn, als wäre der Kämpfer gesund und voll blühenden Lebens, während er sich von einem Griff gepackt wähnt, wie der Pestkranke, welchem der Tod auf der Zunge sitzt.

Plötzlich, wie mit einem Zauberchlage, verstummt das furchtbare Kanonengebrüll, unter welchem soeben die Erde erzitterte, denn auf den Wällen Plewnas hat sich die weiße Fahne, das Zeichen der Ergebung, erhoben, da die Türken das Nutzlose des Kampfes einsehen, nun auf dem linken Flußufer ihr Führer und Held, durch eine russische Kugel verwundet, vom Pferde gesunken ist. Osman Pascha vermag nichts mehr über seine Armee.

Einen Augenblick herrscht nach dem fürchterlichen Losen eine tiefe Stille in den ermatteten Armeen, dann aber, ihren Sieg erkennend, brechen die Russen in begeisterte „Urrarufe“ aus, und die Erde erbebt nun unter dem Triumphgeschrei des Siegers.

Die Truppen jubeln dem Zaren zu, welcher mit seinem Gefolge zu ihnen herabsteigt, um selbst die Beförderungen und Auszeichnungen unter seine Getreuen zu verteilen; ja, manches niederen Soldaten Herz klopft an diesem Tage höher, da ihm der Zar selbst das Großkreuz an die Brust heftet.

Der Herrscher kann nur jene persönlich auszeichnen, welche unter seinen Augen gekämpft haben — bei tausend anderen müssen ihn die Generale vertreten. Kaiser Alexander ernannt den Hauptmann von Werners Regiment, welches dieser in der Schlacht geführt hat, zum Obersten und fragt nach seinen Offizieren und Mannschaften, die sich am meisten ausgezeichnet haben. Von den wenigen, welche übrig geblieben sind, bleibt keine Brust mit dem Georgskreuz ungeschmückt. Doch eine! Die unseres Helden, den höhere Auszeichnung erwartet, und den Großfürst Nikolaus, welcher vorhin sein „Tschudo!“ gemurmelt, durch einen Adjutanten vor den Zaren entbieten läßt.

„Wie heißt Du, mein Sohn?“ fragt der Kaiser den Soldaten, vor dessen Augen es tanzt und flimmert. Was soll er sagen? Er kann nicht lügen, nicht jetzt, nicht den milden, blauen Augen des Herrschers gegenüber, und dumpf und hohl klingt es von den blutleeren Lippen:

„Werner von Rauffungen.“

Und hat er nicht gerade damit gelogen? Ist denn Rauffungen nicht tot, vernichtet, zertreten in Schlamm und Schmutz verlorener Ehre, und mutet es ihn nicht wie der Name eines wesenlosen Schattens, den er vermessen heraufbeschworen, an.

„Wie kommt es, daß Du, ein deutscher Edelmann, als Gemeiner in meinem Heere dienst?“ fragt der Zar weiter.

„Ich habe kein Recht auf höheren Rang —“ stammelt er verwirrt, unzusammenhängend, während er das Haupt wie zum Empfang eines vernichtenden Schlages neigt.

„In Anerkennung Deiner Verdienste um des Regiments Ehre ernenne ich Dich zu meinem Leutnant, — melde Dich als solcher bei Deinem Oberst“, sagt der Zar.

Der Fürst von Rumänien tritt heran, um dem Offizier in der Uniform eines Gemeinen den Stern von Rumänien an die Brust zu heften.

Werner steht vor dem Fürsten wie ein Schuldbewußter, ein Gede mühtiger, anstatt Erhobener, und sein warmes Blut sickert langsam auf den funkelnden Stern hernieder, als müßte es demselben die Schmach seiner Berührung mit der Brust eines Unwürdigen abwaschen. Er fühlt sich zum Sterben elend, moralisch, physisch krank, geschlagen wie einer, welcher einen Backenstreich anstatt einer Auszeichnung empfangen hat, und er möchte dem Herrscher Titel und Orden zu Füßen legen, da sie ihm wie Feuer brennen, ihn erdrücken und zermalmen, wie jede Günst den, der sich zu den Entehrten zählt.

Aber er hat den richtigen Augenblick veräumt. Schon steht er allein am Fuße des Hügel von Redifowa und sieht trüben, umflorten Blickes dem Zaren nach, welcher mit seinem glänzenden Gefolge sich in jene Hütte begibt, wo der verwundete Held Osman Pascha darniederliegt, dem er das Schwert zurückgibt.

Werner streicht mit der Hand über die Stirn, wo das Blut zu rinnen aufgehört hat, und wo er einen leichten Schmerz empfindet, welcher ihm offenbar wohlthat, da er die seelischen Leiden für Sekunden dämpft. Es ist ihm sogar, als vermöchte er leichter zu atmen, und während die Vergangenheit vor seinen Sinnen von Nebel verhüllt erscheint, glaubt er, daß Blut und Schmerz die Reinigung seiner Ehre vollziehen können.

Aber die Wogen der Begeisterung sind nur für eine kurze Spanne Zeit imstande, die nackte Tatsache vergessen zu machen, daß das Vergangene nicht getilgt werden kann, so lange Wasser zu Tal fließt und niemals bergauf, so lange die Erde Menschen

hervorbringt, welche atmen, leben, sündigen und verzweifeln, gleich ihm, dem Sünder!"

Plötzlich fühlt er sich von hinten umfaßt und von zwei kräftigen Armen umschlungen. Ein junger deutscher Offizier aus dem Gefolge des Generals von Werder hat sich von diesem beurlaubt und umarmt nun den alten Kameraden mit brüderlicher Zärtlichkeit.

„Hab' ich Dich endlich, altes Haus!“ lacht er, und sein hübsches, keckes Gesicht glänzt vor Freude.

„Witzdorf!“ ruft Werner in freudigem Erstaunen, und inmitten der siegestrunkenen, nach dem Lager ziehenden Truppen halten sich die Freunde nach endlicher Vereinigung fest wie treue Brüder umschlungen.

„Welch' ein Wiedersehen!“

Witzdorf sucht seine Bewegung unter Scherzen, Werner gar nicht zu verbergen.

„Hast ja verteufteltes Glück gehabt, Kamerad! Gratuliere herzlich. Freue mich, freue mich riesig, auf Ehre,“ ruft Witzdorf und spricht so viel als möglich, um die Nüchternheit der Freude niederzukämpfen. Er zieht den Freund mit sich fort, und Arm in Arm geht der elegante preussische Offizier mit dem pulvergeschwärzten Gemeinen in der russischen Uniform inmitten der singenden, johlenden Truppen dem Lager zu.

Witzdorf bewohnt ein kleines Zelt, das mitten im Kriegsleben alle Bequemlichkeit einer modernen Garçonwohnung aufweist. Dort hinein führt er den Freund, hilft ihm den Pulverdampf und das Blut abwaschen und verbindet ihm, so gut es geht, die Schmarre über der Stirn, welcher Werner gar keine Bedeutung beimißt. Er nötigt ihn, seine Wäsche zu gebrauchen und von dem reichlich vorhandenen Wein und Vikor eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen.

„Wie in Frankreich, Werner, wo wir aus einer Flasche tranken,“ sagte er heiter.

Er bricht bestürzt ab, da er sieht, wie über Werners Antlitz bei dem heraufbeschworenen Gespenst der Vergangenheit ein trüber Schatten gleitet, und das ganze Glend eines verfehlten Lebens steht zwischen den Freunden. Aber nicht trennend und erkältend. Witzdorf sucht seinen Fehlgriff durch noch größere Aufmerksamkeiten gut zu machen. Er reicht ihm bequemes Zivill, schiebt ihm eine Ruhebank hin und will ihn zwingen, sich hier häuslich niederzulassen.

Aber Werner schüttelt den Kopf und zieht den blutigen Infanterierock wieder an.

„Was tust Du, wohin willst Du?“ ruft Witzdorf.

„Zu meinem Oberst!“ entgegnet Werner.

Und er geht durch das Lager, in welchem der Lärm und das Leben des Kriegstheaters herrschen, ein vielfach und heftig pulsierendes Leben, welches Nationen vereint und trennt; ein Leben, in welchem Betrüger neben großen Charakteren einhergehen und die Schandtat sich neben dem Heldentum birgt.

Werners reges, krankhaft peinliches Gewissen treibt ihn zu seinem Obersten, einem noch jungen Manne, welcher über die Zeichen seiner Vorgesetzten hinweg ein rasches Avancement gehabt hat, und dem Tapferkeit und Wohlwollen aus den Augen blitzen. Werner enthüllt ihm seine ganze Vergangenheit, das heißt, nur die von dem schmählichen Fall an gerechnet, welcher ihm augenblicklich den ganzen furchtbaren Inhalt seines Lebens zu bilden scheint, und mit der Schwere eines Schicksals, das Jahrhunderte währt, auf ihm lastet.

Und wie er beichtend und in knapper, militärischer Form — wobei ihm sein auf der Festung zum Zeitvertreib gelerntes Russisch zustatten kommt — seine Schuld bekennd, vor dem Obersten steht, dünkt er sich einem irre Redenden gleich, einem Manne, welcher vor Jahrhunderten geboren worden, gegläntzt hat

und gefallen ist. Nicht, als ob Jahre, nein, als seien Dezennien und Ewigkeiten an ihm vorbeigerauscht, so alt und morsch, so verfallen und elend kommt er sich vor — ein rastlos umherirrender Sünder, welcher gegen den Gott der Ehre gefrevelt hat und dafür zur Qual eines ewigen Lebens verdammt ist.

Der Oberst schüttelt den Kopf, als Werner geendigt hat und bittet, dem Kaiser die Wahrheit mitzuteilen, damit dieser die Epaulettes wieder zurückzieht, welche seine Schultern bedrückten.

„Seine Majestät wird die Ernennung nicht zurücknehmen“, sagt lächelnd der Oberst, seinem skrupulösen Offizier die Hand reichend, und fügt mit echt russischem Fanatismus hinzu: „Sie haben mit unbergleichlicher Tapferkeit für das heilige Rußland, für die Befreiung der im Türkenjoch schmachtenden Völker gekämpft; das entzündigt Sie in den Augen eines jeden Patrioten!“

Werner ist entlassen. Er schreitet durch das Lager zurück; an Ruhe mag er nicht denken. Adjutanten jagen auf schnellen Pferden an ihm vorbei; Wagengerassel, Pferdegewieher und jene tausend verschiedenen Laute eines bewegten Kriegslagers sind vernehmbar. Johanniter tragen Verwundete, denen sich ein schmerzhaftes Stöhnen entringt, und an diesen vorbei rollt der schwarz verhangene Wagen, welcher die ihren Wunden Erlegenen oder im Lazarett an Dysenterie und mangelhafter Pflege Gestorbenen der letzten Ruhestätte zuführt.

Warum gehörte er nicht zu diesen? Sein Blick gleitet an dem blutigen Uniformrock hernieder, welchen er morgen mit dem eines Offiziers vertauschen soll, und er murmelt mit schmerzlichem Sarkasmus:

„Nur ein halb verwildertes Kriegsleben zeitigt ein Avancement, wie das meine.“

Er denkt an den Großvater Skobelevs, welcher sich bei Borodino die Offiziersepauletten erkämpfte, und fragt sich, ob dieser auf ein ähnliches Vorleben zurückzublicken habe wie er? Die Annalen erzählen nichts davon, und der Skobelevsche Stammbaum beginnt bei dem Tage von Borodino! Werner aber denkt mit Schrecken daran, daß auch ihm eine solche Laufbahn bestimmt sein könne.

Der Oberst hat recht: Der Zar zieht sein Wort nicht zurück, und Werner behält seine Beförderung. Sie ist für ihn nur der Stachel zu größerer Tollkühnheit.

Witzdorf, welcher am Kriege zwar nicht tätigen Anteil nehmen durfte, war vermöge seiner vielfachen Verbindungen am russischen Hofe und endlich vermöge seiner lebenswürdigen Haltung und frohen Laune bald zu einer bekannten und beliebten Persönlichkeit im Hauptquartier geworden. Vergebens bemühte er seine weitverzweigten Beziehungen, um zu erfahren, in welchen Regionen und in welchem Grade sich Rauffungen in der russischen Armee hat anwerben lassen. Daß jener dies überhaupt getan, wußte er durch einen eigenhändigen Brief seines Freundes; aber seitdem war jede Nachricht von ihm ausgeblieben.

Als ihm in den Listen der Armeeverwaltungen Rauffungens Name nicht nachgewiesen werden konnte, hoffte er immer noch, daß der Freund vielleicht unter anderem Namen kämpfte, und daß er ihn doch finden würde. Er gehörte daher zu den häufigsten Besuchern des weit verzweigten Lagers, forschte mit seinen scharfen Augen eifrig unter den Truppen, um von jedem Rekognoszierungsversuche niedergeschlagener heimzukehren. Wer sagt ihm, daß Rauffungen nicht bei den Regimentern im Gaanzödale oder am Glenapaß stand? Mußte er durchaus im Hauptquartier sein?

Seine Vermunft riet ihm, an die erwähnte Möglichkeit zu glauben, sein Herz trieb ihn aber immer wieder zu neuer Forsch-

ung an. Einmal hatte ihn Rauffungen gesehen, wie er durch die Reihen der Truppen an der Seite des Obersten schritt, scheinbar, um die Einrichtungen des Bivaks kennen zu lernen. Nur er wußte, wen sein aufmerksames Auge suchte, und er wußte ferner, daß Witzdorf sich durch nichts heirren lassen werde, auf ihn zuzueilen und ihm vor aller Augen die Hand zu schütteln.

Und wie er im Herzen dem Freunde für die Gesinnung dankte und sich selbst nach einem kameradschaftlichen Handschlag sehnte, so sehr fürchtete er andererseits ein Zusammentreffen.

Wie konnte man eine so innige Beziehung zwischen dem vornehmen Offizier und dem Gemeinen erklären, ohne den wahren Sachverhalt zu erraten? Und der Gedanke an die Veröffentlichung seiner Schmach auch hier war ihm ein Greuel. Wie er für Deutschland verschollen zu sein glaubte, so wollte er auch hier ein Fremdling bleiben, auf daß der arme Soldat das Stückchen Brot nicht zurückweise, welches ihm die Hand des Urkundenfälschers reichle. Sein reges, krankhaft gereiztes Gewissen überschätzte die Weinlichkeit des russischen Soldaten. Gleichviel, man hätte gefragt, sein Name wäre genannt worden, sein wahrer Name Rauffungen, dessen Klang ihm wie ein Hauch aus dem Geisterreiche Verstorbener erschien — welchen er mit dem einfachen „Werner“ vertauscht hatte. Er neigte das Haupt tief auf die Brust und wandte sich ab, um von dem Freunde nicht gesehen zu werden.

Und der Freund ging vorüber! Er gab es nicht auf, Werner zu finden.

Und endlich nach der Schlacht bei Plewna war es ihm gelungen, ihn mit Ruhm bedeckt wiederzusehen.

„Ich bewundere Dich; ich beneide Dich!“ sagt er zu ihm; doch Werner, welcher, durch das Bekenntnis dem Zaren gegenüber gezwungen, sich entschlossen hat, den Namen Rauffungen, dessen er sich für unwert gehalten, wieder anzunehmen, bleibt stumm.

In Witzdorfs Zelt sitzen die beiden Freunde einige Tage nach der entscheidenden Schlacht, und zwischen ihnen steht ein Gefäß mit Punsch, welchem sie beide indes nur mäßig zusprechen.

„Ich habe mich von allem frei zu machen gewußt“, sagt Witzdorf heiter, „und meinem Diener befohlen, niemand einzulassen. Wir wollen ungestört plaudern und auf das Wohl der Heimat trinken, wohin wir hoffentlich beide bald zurückkehren.“

„Du allein, Witzdorf, ich nicht!“ sagte Rauffungen mit eigenwillig sonorem Klang der Stimme, welche die frühere Reckheit vollständig verloren hat, „wenn es keine Türkenkugel mit mir gut meint, werde ich in anderen Weltteilen mein Leben zu fristen wissen.“

Witzdorfs Gesicht wird ernst, indem er nur einen schwachen Versuch macht, den Freund von seinem Vorhaben abzubringen. Er gibt ihm im Grunde recht — leider denken nicht alle so, wie er — es muß noch mehr Gras über das Geschehene wachsen, und der Freund sich eine unanfechtbare Stellung erringen. In abgebrochenen Sätzen wälzen sich diese Gedanken in Witzdorfs Gehirn, welcher so gern tausend Gründe in logischer Form vorbringen möchte, um den alten Kameraden nach der Heimat zu locken. Da sie einmal dabei sind, wollen sie doch von der Zukunft sprechen.

„Und was gedenkst Du zu tun?“ fragt Witzdorf.

„Vor allen Dingen arbeiten; vielleicht kommt durch Anstrengung mein Geist in sein Gleichgewicht zurück, welches er jetzt verloren hat,“ sagt Rauffungen mit einem Versuche zur Selbstironie.

„Es tut mir weh, daß Du das Kapital, wodurch ich die Ehre hatte, Dein Gläubiger zu sein, an mich zurückgezahlt hast,“ sagte Witzdorf, seine blauen Rauchwölkchen in die Luft blasend. „Du hättest damit etwas anfangen können, und ich brauche es nicht; Du tätest mir sogar damit einen Gefallen, alter Kamerad.“

„Nicht doch,“ wehrte Rauffungen, trübe lächelnd, „die Ehre, mein Gläubiger zu sein, ist zweifelhaft geworden, nachdem ich die eigene verloren habe.“ Er steht auf und geht erregt, glühend bis an die Stirn, in dem kleinen Gemach umher, welches in seiner Behaglichkeit nicht an das Feldlager erinnert.

Witzdorf hat nicht den Mut, zu versuchen, des Freundes Gewissensnot mit einem Trost, einer Herabminderung der unglücklichen Tat, noch weniger mit ein paar Scherzen zu zerstreuen, und so lastet eine ängstlich bedrückende Schwüle über den beiden jungen Männern, welche vor Jahren so fest und siegesmutig gemeinsam durchs Leben gestürmt waren, und von denen der eine die glänzendsten Zukunftsaussichten vernichtet hat, des andern warmes Herz aber schwer unter des Freundes Schicksal leidet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Neues über die Natur der Sonne.

Von Oskar Hoffmann.

Wie wohl jeder weiß, ist die Sonne, unser mächtiges Zentralgestirn, rund 20 Millionen Meilen von uns entfernt. Schon die gewaltige Wärmemenge, welche sie täglich ausstrahlt, müßte uns die Überzeugung aufdrängen, daß die Sonne ein einziger riesiger Glutball ist. Die Wissenschaft hat denn auch tatsächlich festgestellt und diese ihre Lehre durch zahlreiche Beweise erhärtet, daß wir uns die Sonne als einen noch in den ersten Anfängen der Abkühlung befindlichen Weltkörper denken müssen. Fernrohr sowohl wie Spektroskop lassen den Forscher mit ziemlicher Gewißheit erkennen, daß die ganze Sonnenmaterie sich noch im Übergang vom glühend-gasigen zum feurig-flüssigen Zustande befindet. Einen schlagenden Beweis dafür liefern die ungeheuren Gasausbrüche der Sonne, die sogenannten Protuberanzen. Dieselben gleichen riesigen feurigen Fontainen, welche hoch über die Oberfläche der Sonne aufschließen. Daß diese Feuergarben, deren Höhe stellenweise auf mehr als 500 000 Kilometer berechnet worden ist, tatsächliche Gasausbrüche sind, hat uns das Spektroskop unwiderleglich bewiesen.

Es sei an dieser Stelle gleich bemerkt, daß man in den mannigfach auftauchenden Sonnenflecken wohl nichts anderes, als gewaltige Schlackenmassen zu sehen hat, welche auf der feurig-flüssigen Sonnenoberfläche schwimmen; wenigstens ist photometrisch festgestellt worden, daß solche Sonnenflecken bedeutend weniger Licht ausstrahlen, wie die übrige Oberfläche. Freilich senden sie unserer Erde immerhin noch 1000mal mehr Licht als der Vollmond zu.

Zur Zeit können sich unsere Gelehrten allerdings noch nicht einig darüber werden, ob wir uns die Sonne als eine feurig-flüssige Masse oder als einen glühenden Gasball vorzustellen haben. Die meisten neigen der ersten Ansicht zu und denken sich um die feurig-flüssige Kugel herum eine Gasatmosphäre. Daß die letztere tatsächlich vorhanden ist, dafür ist die Lichthülle oder Photosphäre, welche die Sonne umgibt, der beste Beweis.

Vor kurzem hat Professor Witt eine neue Hypothese über die Beschaffenheit des Sonnenkörpers aufgestellt.

Die Anschauungen dieses Gelehrten sind etwa folgende:

Witt setzt voraus, daß in der Photosphäre der Sonne Sauerstoff- wie Wasserstoffgase vorhanden sind, und dies zwar in großen Mengen. Er nimmt ferner an, daß die Temperatur von den höchsten Schichten der Gasatmosphäre bis zum Mittelpunkt des Sonnenkörpers hin ständig zunimmt, daß des

weiteren auch die vorhandenen Gase infolge des Druckes darüber liegender Sonnenschichten nach der Tiefe zu mehr und mehr verdichtet sind. Witt glaubt nun, daß in den höchsten Regionen der Photosphäre ein beständiges Verbrennen von Wasserstoff und Sauerstoff stattfindet. Bekanntlich entsteht durch eine solche Verbrennung eine Hitze von rund 2000 Grad Celsius. Diese Verbrennung erzeugt aus dem Knallgas — wie ein explosives Gemenge von Sauerstoff und Wasserstoff genannt wird — Wasserdampf, dieser wiederum wird nach Witts Ansicht explosionsartig in die Höhe geschleudert und reißt dabei die benachbarten Gasmassen mit sich.

Demnach wäre das, was wir im Fernrohr als Protuberanzen beobachten, nichts anderes, als solche Wasserdampffäulen.

Die im Aufsteigen entwickelte chemische Wärme verflüchtigt sich jedoch nach Witt schnell in dem kalten Weltraum, und die Eruptionstoffe, besonders der Wasserdampf, sinken durch Anziehung dann zur Sonnenoberfläche wieder zurück. Alsdann wird der Wasserdampf durch die hier herrschende höhere Temperatur abermals in seine Bestandteile Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt.

Auf diese Weise würde immer wieder ein Ausgleich des Wärmeverlustes der Sonnenoberfläche, wie er durch die Ausstrahlung in den Weltraum entsteht, mit der hohen Temperatur des Sonnenkernes hergestellt und gleichzeitig auch ein beständiger Stoffaustausch in den verschiedenen Schichten des Sonnenkörpers stattfinden.

Witt setzt endlich voraus, daß die Gase im Kern der Sonne durch den ungeheuren Druck auf eine Dichtigkeit komprimiert sind, wie es auf der Erde kaum denkbar sein kann. Die Gase könnten demnach im Innern der Sonne so zäh wie Pech sein.

Witts Hypothese nimmt weiterhin an, daß alle die irdischen, chemischen Elemente, welche auf der Sonne vorkommen, im Sonnenkerne, wo mindestens 10 000 bis 100 000 Grad Celsius Hitze vorhanden sein dürften, in einfachere Bestandteile aufgelöst seien. Die Ursubstanzen sollen dann nach der Oberfläche hin diffundieren, d. h. die über ihnen lagernden Sonnenschichten allmählich durchdringen und sich mit dem Stoff derselben vermengen. Durch solche Vermischung entstünden unter starker Wärmeentwicklung die uns bekannten Elemente.

Die durch diese Diffusion erzeugte Wärmeentwicklung betrachtet Witt als dem Sonneninnern entzogene Wärmeenergie, und ist der Ansicht, daß dieselbe nicht wieder zum Innern zurückkehrt, sondern in den kalten Weltraum abgestrahlt wird.

Auf diese Weise sucht die Wittsche Hypothese den Abkühlungsprozeß der Sonne zu erklären.

Mit solcher Abkühlung müßte dann auch eine Zunahme der Dichtigkeit des Sonnenkörpers verbunden sein, welche naturgemäß wieder eine Raumverminderung zur Folge haben müßte.

Witt schließt aus den besprochenen Vorgängen, daß die Diffusion der Gase im Sonneninnern im Laufe von Jahrtausenden nach und nach zum Stillstand kommen, daß somit eine endliche Erkaltung der Sonnenoberfläche eintreten wird, wie dies bei unserer Erde dereinst wohl auch der Fall gewesen sein muß; denn auch sie dürfte vor unermesslich vielen Jahren ein glühender Gasball gewesen sein.

Daß Professor Witt mit seiner Hypothese bei den übrigen Gelehrten eine geteilte Aufnahme finden würde, war voraussehen und ist auch nicht ausgeblieben; denn es gibt über denselben Gegenstand noch verschiedene andere Hypothesen, welche der Wittschen an Scharfsinn nicht nachstehen und mindestens ebenso viel Wahrscheinlichkeit und Berechtigung haben.

Daß man wiederholte Versuche gemacht hat, die Temperatur eines so gewaltigen Feuerballs, wie es unsere Sonne

ist, zu messen oder doch abzuschätzen, dürfte allgemein bekannt sein.

Die wissenschaftlich begründeten Angaben der Astronomen gehen aber in diesem Punkte außerordentlich weit auseinander. Während der eine Forscher nach theoretischen Berechnungen 28 000 Grad Celsius Wärme annimmt, andere wieder nur 10 000 Grad und 8000 Grad Celsius herausrechnen, einige gar nur 1500 Grad Celsius zugeben wollen, schreiben zwei sehr bekannte Gelehrte der Sonne als niedrigste Temperatur 5 bis 6 Millionen Grad Celsius zu.

Ob es jemals möglich sein wird, diese vielumstrittene Frage endgiltig zu beantworten und unwiderlegliche Beweise für bestimmte Zahlen zu bringen, das muß vorläufig noch dahingestellt bleiben.

Es sei an dieser Stelle nur noch bemerkt, daß das Licht der Sonne mindestens 200mal heller als elektrisches Bogenlicht ist, 619 000fach die Helligkeit des Vollmondes übertrifft, 5 milliardenmal heller als der Jupiter und 13 milliardenmal als der Sirius strahlt.

Ein weiterer streitbarer Punkt, welcher den Astronomen viel zu schaffen macht, betrifft die Eigenbewegung der Sonne.

Schon um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts trat der russische Astronom Mädler mit der Ansicht hervor, daß auch unsere Sonne sich wieder um ein fernes Zentralgestirn drehe, und zwar sollte dasselbe nach Angabe dieses Gelehrten in der Plejadengruppe zu suchen sein. Also ein System von Sonnen nach Art unseres Planetensystems! Indes kam man von dieser Hypothese bald wieder ab. Heutzutage hat die Wissenschaft ziemlich sicher festgestellt, daß unser ganzes Sonnensystem, d. h. die Sonne mit den sie umkreisenden Planeten, eine gestreckte Bahn wandelt, und daß der Punkt am Himmelsgewölbe, welchem sich die Sonne solcher Art zubewegt, unter dem 258. Längen- und 29. nördlichen Breitengrade liegen muß. Ein augenscheinliches Erkennen dieser Bewegung ist natürlich nicht möglich — es müßte denn der Mensch mehrere tausend Jahre hindurch die Sonne auf ihren Stand hin beobachtet haben oder beobachten können. Vielmehr ist die Tatsache einer solchen Bewegung auf andere Weise bestimmt worden.

Spätere Jahrhunderte werden der Menschheit vielleicht genauere und mit wissenschaftlichen Beweisen belegte Aufschlüsse über das Wesen, über die Natur der Sonne bringen. Wir können uns heute noch nur an Hypothesen klammern und müssen uns bei Wahl derselben nach dem Grade ihrer Wahrscheinlichkeit richten.

(Nachdruck verboten.)

## Warum sie heirateten.

Drei Skizzen von Franz Kurz-Elshcim.

### 1. Rivalinnen.

Man wußte längst, daß Lilli und Cilli einen hartnäckigen Kampf führten um die Oberherrschaft in der Gesellschaft. Beides waren Mädchen in gleichem Alter, beide gleich schön, nur daß Lilli mit ihrem üppigen schwarzen Haar und den dunklen Augen mehr an eine Südländerin erinnerte, während Cillis Gesicht mit der feinen Nase und dem etwas sinnlichen Mund von brandroten Locken umrahmt war, und beide Töchter reicher Eltern, die jedem ihrer Wünsche und jeder ihrer Kapriolen nachkamen.

Der stille Kampf zwischen den beiden dauerte nun schon vier Jahre, seitdem sie, achtzehn alt geworden, aus dem engen Kreis der Familie in das offene Leben eingeführt worden waren;

vier Jahre, ohne daß er sich ständig zu gunsten einer einzigen entschieden hätte. Überraschte Cilli die Leute heute durch eine extravagante Toilette, so durften diese auch sicher sein, in einigen Tagen Lilli noch auffälliger gekleidet zu sehen. Sprengte diese heute auf einem jungen, flinken Pferde, strahlend in ihrer geschmeidigen Schönheit, über die Promenade, so kutschierte jene morgen zwei wilde Ponys vor ihrem Wagen. Kurzum, es war ein ewiges Hin und Her zwischen den beiden.

In dieser Saison war Herr Kurt Brauswitz der Löwe des Tages geworden. Ein häßlicher Kerl, aber ein interessanter Mensch mit dem bleichen Gesicht, den tiefen Augen und den langen Haaren. Die vornehme Gesellschaft nannte ihn ein Genie, die übrige Menschheit, weniger euphemistisch, einfach verrückt. Tatsache war, daß er zwei Bände Gedichte geschrieben hatte, welche der Staatsanwalt bald nach ihrem Erscheinen konfiszierte und daß das Theater ein Schauspiel von ihm schon längst zur Auf-führung gebracht hätte, wenn es die Zensur — die böse Zensur — nur freigegeben haben würde. Woher er kam, wie seine Verhältnisse waren, das wußte niemand. Indessen: er spielte eine Rolle, wußte den Damen so angenehme Grobheiten zu sagen mit einer solchen zynischen Offenherzigkeit, daß alle in ihn verliebt waren und verstand es, sich heute von dem, morgen von jenem einladen zu lassen.

Cilli war rein verfallen in ihn, derart, daß es selbst weniger aufmerksamen Leuten auffallen mußte. Jeden Tag sandte sie ihm Blumen in die Wohnung oder zeigte sich öffentlich mit ihm und man sprach schon von einer baldigen Verlobung von den beiden. „Natürlich, Fräulein Cilli kann sich einen derartigen interessanten Mann leisten“, meinten einige spitz. „Wir sehen sie schon jetzt, wie sie stolz an seinem Arme erscheinen wird, sie als das Weib eines Genies.“ So sagte man und wartete jeden Tag auf die Verlobungskarten.

Und wirklich, sie kamen. Aber sie enthielten eine Überraschung. Denn sie zeigten an, daß nicht Cilli, sondern Lilli sich mit Herrn Kurt Brauswitz verlobt habe. Cilli reiste an dem Tage ab, nach der Riviera. Sie gönnte ihrer Feindin den über sie errungenen Triumph nicht und verdarb ihn ihr, so gut sie es dadurch vermochte, indem sie ihre Gegenwart dem heimischen Gesellschaftsleben entzog.

Wenige Wochen nachher schon fand die Vermählung statt. Groß, glänzend, wie es sich für die Tochter eines steinreichen Mannes geziemte. Als ihre besten Freundinnen ihr kurz vor dem Antritt der Hochzeitsreise beim Umkleiden halfen, entschlüppte der vorlauten Anny die Frage: „Du, Lilli, nun sei mal offen. Das alles ist so schnell vor sich gegangen. Hast Du Deinen Mann denn nun auch eigentlich lieb, so was man so recht von Herzen lieb haben nennt?“

Da lachte die Braut.

„Unsinn, wenn ich nicht gesehen hätte, daß Cilli ihn gar so gern zum Manne gehabt hätte, wäre es mir nie eingefallen, ihn zum Gatten zu nehmen . . . . den Triumph habe ich ihr jedenfalls gründlich verdorben.“

## 2. Frau Doktorin.

Else war ein modernes Mädel, eins, das auf eigenen Füßen stehen wollte und für die Frauenemanzipation schwärmte. Unter uns gesagt, sie hatte es gar nicht nötig.

Aber sie setzte es sich nun einmal in den Kopf, Doktorin zu werden. „Else Krafft, Doktor jur.“ Wie schön sich das machen müßte. Wenn es nur so leicht gewesen wäre. Das verfl . . . . Studium, das war das Unangenehmste an der ganzen Geschichte.

Schließlich kam ja auf ein Jahr mehr oder weniger nicht an. Ihr Vater hatte genug der Moneten, um sie ruhig ihrer Dame nachgehen lassen zu können.

Better Arthur, der junge Mediziner, lächelte zwar immer so hallunkisch, wenn er sie sah und erkundigte sich dann auch immer so teilnahmsvoll nach dem Stande ihrer Studien. Das ärgerte sie. „Warte nur Kusine, wenn ich erst Doktor bin und mich etabliert habe, dann wirst Du aber geschnitten. Dann zahle ich Dir jede Kränkung heim mit Zins und Zinseszinsen.“

Indessen das erste Examen kam, und wer nicht bestand, war Fräulein Else Krafft.

Untermwegs verbiß sie ja noch tapfer die Tränen. Zu Hause aber, als sie sich eingeschlossen hatte in ihr Studierzimmerchen, da ließ sie ihnen freien Lauf, und dann auf einmal sprang sie auf, nahm einige der auf dem Tische liegenden Handakten und schleuderte sie in eine Ecke, daß die dort auf einem Ständer stehende Venusstatue Umfallideen bekam und auf dem Erdboden zerstückelte.

Am anderen Tage kam Better Arthur, lustig und fidel wie immer. „Mach' Dir nichts d'raus, Kleine —“ meinte er. Daß er auch immer Kleine zu ihr sagen mußte. „Mach' Dir nichts d'raus. Bei der nächsten Prüfung wirst Du um so sicherer durchfallen.“

„Ach Du — Du —“ Sie hätte ihm die Augen austragen können. Aber sie besann sich noch rechtzeitig. Es wäre schade darum gewesen. Sie hätte es übrigens auch gar nicht vermocht. Denn als sie nun den Moment in ihrem Angriff innehielt, hatte er sie mit beiden Armen umschlungen, sie an sich gezogen und auf den roten Mund geküßt, aber feste.

„Schau, Kleine“, fuhr er dann unbeirrt fort, ohne sie freizugeben. „Weshalb quälst Du Dich denn, weshalb willst Du denn Dein Köpfchen mit all' dem krausen Zeug vollstopfen? Nur um Doktorin zu werden? Das kannst Du doch viel einfacher haben.“

Es gefiel ihr gar nicht so übel in seinen Armen. Und wie er sie eben geküßt hat! So meinte sie denn etwas verschämt:

„Einfacher? Wieso denn?“

„Werde einfach meine Frau — meine kleine süße reizende püffeliche Frau.“

Das scheint ihr eingeleuchtet zu haben. Heute ist sie zwar nicht Fräulein, aber doch Frau Doktor.

## 3. Das Modell.

Hermann Menger, der Maler, berechtigte zu den kühnsten Hoffnungen. Daß er etwas leisten konnte, gaben selbst seine Neider zu. Und man wunderte sich daher auch gar nicht, als er im vorigen Jahre die goldene Medaille erhielt für sein Bild: „Die Sphinx“. Seitdem aber ging eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Er arbeitete nicht mehr und schuf nichts Neues und war ein guter Kunde bei den Juweliers geworden, denen er einen beträchtlichen Teil seines gerade nicht allzu großen Vermögens hintrug.

Das gab zu denken. Da er so viele Schmuckjachen kaufte, mußte das alte Wort einmal wieder Geltung haben: „Cherchez la femme!“ Sucht nach der Frau.

Seine Freunde suchten nicht lange. Das Mädchen, das ihm zu seiner „Sphinx“ Modell gegeben, hatte es ihm angetan. Beide hatte ein Viebesrausch überfallen, dessen Zauber sie sich immer mehr und mehr hingaben. In ihren Armen vergaß er alles, das Gewühl des Tages, die Arbeit, den Trieb zu derselben. „Lieben und selig sein“ war die einzige Devise seines Lebens geworden. „Schade um ihn“, sagte man, als man davon erfuhr. „Auf diese Weise versumpft er und geht zu grunde.“ Man machte auch Versuche, ihn auf das Unsinnige seines Gebahrens aufmerksam zu machen. Aber da kam man schlecht an. „Will einer meiner

Magdalena etwas Schlechtes nachweisen können?" fragte er. Darauf wußte man keine Antwort zu geben. „Also was wollt Ihr? Nur das sage ich Euch, wer ihr etwa zu nahe treten sollte, der hat es mit mir zu tun.“

Da ließ man ihn in Ruhe, und sprach man fürderhin noch von ihm, so zuckte man bedauernd die Achseln. „Der Herrmann Menger. Ach der. Ein so tüchtiger Kerl und total futsch, seitdem er mit dem Weibsbild angehandelt . . .“

Eines Tages erhielt Herrmann einen Brief, schlecht und unorthographisch geschrieben. Er lautete:

„Liebster Herrmann! Wenn Du diese Zeilen zu Gesicht bekommst, bin ich nicht mehr in der Stadt. Denn ich heirate. 's ist ein armer braver Handwerker meines Heimatsortes, dem ich die Hand reiche. Er liebte mich schon, bevor ich hierher in Stellung kam und bevor Du mich gesehen und wir uns näher kennen und lieben lernten. Allerdings empfinde ich für ihn nur Achtung, aber keine Liebe. Denn die habe ich, so viel deren mein Herz nur fähig ist, Dir geschenkt und was Du mir wieder dafür gegeben, mag mir Sonnenschein sein für meine weiteren Wege. Das verstehst Du wohl nicht, daß ich Dich lieben und jenen anderen heiraten kann? Du lachst höhnisch auf, wenn Du das liest. Und doch ist es so. Schau, Liebster, Deine Freunde sagen, ich richte Dich zu grunde. Daß das Unsinn ist, wissen wir am besten. Und hast Du mich mit Geschenken überhäuft, so geschah es wider meinen Willen. Ich habe auch nichts behalten. Alles, was ich von Dir bekam, liegt in der Kiste, die ich meiner Hauswirtin zu Deiner Verfügung übergab. Nur das kleine Medaillon mit Deiner Photographie nahm ich mit. Doch ich habe eins erfahren müssen: Meine Liebe erdrückt Dein Schaffen. Was hast Du geleistet, seitdem Dein Herz an mich verloren ging? Du hast Dein Talent verscharrt. Die Welt erwartet großes von Dir. Und insofern haben Deine Freunde doch recht, wenn sie behaupten, ich richte Dich zu grunde. Darum ist es besser, da Du von mir nicht lassen zu können vorgibst, ich gehe, und schneide durch meine Heirat mit einem anderen alles ab. Vergiß mich, finde Dich selbst wieder und gehöre Deiner großen Kunst an. Und höre ich, daß Du groß und leuchtend dastehst wieder über den anderen, dann, mag auch mein Herz noch so bluten, will ich mich doch zufrieden geben. Und so lebe denn wohl für immer. Deine Magdalena.“

P. S. Versuche nicht, mir zu folgen oder mich umzustimmen. Mein Entschluß ist unabänderlich. In vier Wochen schon denke ich Frau zu sein. Nochmals ade!“

Magdalenens Opfer ist nicht vergeblich gewesen. Herrmann Menger ist berühmt geworden, aber er ist auch ein stiller einsamer Mann . . .

(Nachdruck verboten.)

## Rätsellecke.

### Bilderrätsel.



### Worträtsel.

Wenn gleich das Erste selbst bei Sturm und Wettern  
Fast unbeweglich auf dem Boden steht,  
Selbst dann, wenn Nummer 2 auf Nummer 1 tut klettern,  
Auch dann, wenn Nummer 2 heruntergeht:  
So wird das Ganze doch sofort beweglich,  
Wenn man das Zweite mit dem Ersten eint. —  
So ratet nur; es ist gewiß leicht möglich,  
Daß jeder bald weiß, was der Dichter meint.

F. L.

### Charade.

Erst führ ich dich an das Meer,  
Auf dem Ersten steh'n wir.  
Rechts und links und vor uns her  
Nichts als Wasser sehen wir.

Dann führ ich dich in die Stadt.  
Dort das Zweit und Dritte  
Siehst du, jeder Kaufmann hat  
Es nach alter Sitte.

Sehnt dein Herz nach Trost sich fromm,  
Führ ich dich zum Ganzen.  
Bist du lustig, ei so komm,  
Kannst auch danach tanzen.

### Entwicklungsrätsel.

Aus „Wieland“ soll „Lessing“ entwickelt werden mit drei Zwischenstufen, die jedesmal durch Umwandlung einer Silbe zu bilden sind. Die drei Zwischenstufen bedeuten: Flur, kirchlicher Ausdruck, Metall.

### Gleichung.

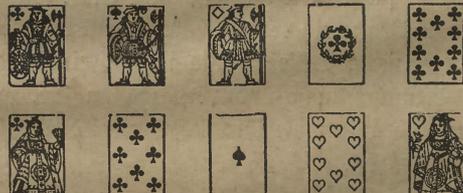
$$a - (b - c) + (d + e) = x$$

- a Kopfbedeckung.
- b Teil der Schiffsausrüstung.
- c Teil des Baumes.
- d Metall.
- e Verhältniswort.
- x preussische Insel.

### Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler, macht auf folgende Karte Großspiel:  
a, b, dB, aA, 10, D, 8; bA: c10, D.



M hatte bis Null gereizt, wagt aber keinen Dubert, da er eine blanke Acht und in einer Farbe den König zu Dritt hatte; er paßte also dann. Dafür kletterte H auf Null ouvert und zwang dadurch V, der erst a-Handspiel machen wollte, zum Großspiel. V verliert sein Spiel, weil er die Gegner erst zum Stich kommen läßt, ehe er bA weggeschafft hat. Das Spiel wird gewonnen, wenn V seine Karte auszunützen versteht. Das a-Handspiel jedoch wäre auf alle Fälle in 3 Stichen mit 63 verloren gegangen. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

### Auflösung des Bilderrätsels.

Rainszeichen.

### Auflösung der Schachaufgabe.

- (Dreizüger von Nemo und Erlin: W. Kf4, Dh3, Le4, h2, Bb3, c4, g6. — Schw. Kc7, La5, Ba6, a7, b4, c5, g7.)
1. Kf4-e5, Kc7-b6; 2. Ke5-d5, Kb6-b7;
  3. Kd5-c5: + Matt.
  1. . . . , Kb8 (beliebig). 2. Ke6, Kc8; 3. Ke7 + Matt.

Wichtige Lösungen gingen ein von: August Schwantes, Richard u. Elise Gerner, Reinhold Kühnelt, Albrecht, Käthe Schleising, Schroedter, Arno Schneider, M. Grünmacher, Hans Preuß, Aron, Hans Loepffer, Hedwig u. Grete Seelig, Willi Neubert, Gertrud Weiszer, Alfred Wanderer, Clara Thiel, Herbert Heek, Alfred Cohn, Ernst Grewatta, Karl Ludwig, Irma und Anna Brund, Ewald Beck, Bromberg, Oswald Martin, Hermes, Frieda Wegner, Schleusenau. Emil und Helene Hoppe, Fanny u. Hans Böhle, Harpart, Gustav Kunz, Arthur Seelig, Franz Diete, Auföfzer, Johann Ciechanowski, Richard Neumann, Otto Eichler, Theodor Landmesser, Bruno u. Helene Bannach, Erich u. Gertrud Picel Bromberg.